

BEATRIZ  
WILLIAMS

Das Meer  
der Zeit

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Karin Dufner

Knaur Taschenbuch Verlag

Die amerikanische Originalausgabe  
erschien 2011 unter dem Titel »Overseas«  
bei Putnam, New York.

**Besuchen Sie uns im Internet:**  
**[www.knaur.de](http://www.knaur.de)**



Deutsche Erstausgabe Dezember 2012

Knaur Taschenbuch

© 2011 Beatriz Williams

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2012 Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Dr. Gisela Menza

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-50818-3

2 4 5 3 1

*Amiens, März 1916*

Die ganze Nacht hindurch und bis zum fahlen Morgen-  
grauen hatte es unablässig geregnet.

Mein Regenmantel hing mir bereits seit einiger Zeit schlaff  
am Körper, und noch immer sprühte mir, vom Kopfstein-  
pflaster ringsumher abprallend, eine bitterkalte Gischt gegen  
Hände und Gesicht und prasselte im Gleichtakt mit dem Se-  
kundenzeiger auf mich ein, während die Gemeinde in der Ka-  
thedrale auf der anderen Seite des Platzes die Morgenandacht  
betete.

In irgendeinem entfernten Winkel meines Verstandes muss  
ich meine missliche Lage zur Kenntnis genommen haben.  
Der Rest von mir bemerkte es hingegen kaum. Ich kauerte  
auf einer Holzbank im trügerischen Schutz einer grüngen-  
streiften Kaffeehausmarkise und betrachtete wie in Trance  
die westliche Kirchenfassade. Dort drinnen, irgendwo in die-  
sem gewaltigen Raum, stand Captain Julian Laurence Spen-  
cer Ashford inmitten seiner britischen Offizierskameraden  
und verneigte sich vor dem Herrn. Bald würde er aufstehen  
und durch das von Sandsäcken flankierte Tor auf den trüben  
und regennassen Platz hinaustreten, der uns voneinander  
trennte.

Was sollte ich zu ihm sagen?

Ein plötzlicher Regenschauer traf die Markise über mir und schwappte in einer Welle über das Pflaster. Im nächsten Moment hallten leise Glockenklänge über den Platz und kündigten das Ende des Gottesdienstes an.

Ich stand auf; das Herz klopfte wie wild in meiner Brust. Die ersten Menschen strömten, verschleiert vom Regen und dem fahlen Morgenlicht, aus der Tür. Ich zögerte ein oder zwei Sekunden. Als ich mir unsere Begegnung ausmalte, ließ ein erneuter Anfall von Selbstzweifeln meine Muskeln erschlaffen. Plötzlich hatte ich einen neuen und noch viel schrecklicheren Einfall.

Was, wenn ich ihn verpassen würde?

In heller Angst hastete ich über den Platz. Auf diesen Gedanken war ich noch gar nicht gekommen. Keine Sekunde hatte ich die Möglichkeit in Betracht gezogen, dass seine vertraute Gestalt unbemerkt an mir vorbeischlüpfen könnte. Nun wurde mir, als ein Mensch nach dem anderen aus dem Gebäude kam, schlagartig klar, dass sich britische Offiziere glichen wie ein Ei dem anderen. Alle waren mit den identischen khakifarbenen Trenchcoats und durchweichten Mützen bekleidet. Außerdem trugen sie Wickelgamaschen und dunkle Lederschuhe. Sie erinnerten an Figuren aus einem Geschichtsbuch oder einem Kriegsfilm und sahen überhaupt nicht aus wie der Mann, den ich kannte.

Aber Julian war da. Es musste einfach so sein. Er hatte an diesem Tag, in dieser Stadt und in dieser Kathedrale mit den anderen Offizieren die Morgenandacht besucht und kehrte nun in seine Unterkunft in Bahnhofsnähe zurück. Das war eine historisch verbrieftete Tatsache. Also ließ ich den Blick über die wogende Menschenmasse schweifen, steuerte entschlossen auf einen Mann in Khaki zu und hielt ihn an.

»Entschuldigen Sie«, stieß ich hervor und räusperte mich. »Entschuldigen Sie, könnten Sie mir vielleicht sagen, ob Captain Julian Ashford heute Morgen beim Gottesdienst war?«

Er musterte mich erstaunt. Lag es an meiner Frage oder dem modernen amerikanischen Akzent, in dem ich sie gestellt hatte?

»Bitte«, flehte ich leise. »Es ist wirklich wichtig. Ich habe eine Nachricht für ihn.«

»Ja, er ist hier«, erwiderte der Mann schließlich und drehte sich zum Kirchentor um. »Er saß ganz vorne und müsste gleich kommen.«

Wartend stand ich da, ließ einen Kälteschauer meinen Körper hinunterlaufen. Einige französische Offiziere erschienen. Dann ein Pulk Krankenschwestern. Einheimische, alles Frauen. Ein einzelner britischer Offizier, der nicht Julian war.

Und dann bemerkte ich ihn.

Julian. Er sah noch genauso aus, wie ich ihn in Erinnerung hatte, und dennoch gleichzeitig so fremd. Sein makellos geschnittenes Gesicht, die breiten, starken Schultern, der Hauch eines Lächelns, das um seine vollen Lippen spielte. All diese Einzelheiten waren mir so vertraut. Vor einer Woche erst hatte ich sie zuletzt gesehen. Allerdings stellte die Uniform, die ihn den Männern herum anglich – ein himmelweiter Unterschied zu der modernen Kleidung, in der ich ihn kannte –, Entfernung her. Mein Verstand schien in zwei Hälften zu zerfallen, unfähig, diese beiden Bilder miteinander zu versöhnen.

Ich stellte fest, dass er mit zwei anderen Offizieren davongehen wollte. »Julian!«, rief ich, doch das Wort kam nur als leises Krächzen heraus, das ich selbst kaum hören konnte.

»Captain Ashford!«, rief ich erneut ein wenig lauter. »Captain Ashford!«

Bei diesen Worten drehte er sich um und suchte, die Stirn überrascht in Falten gelegt, die Menschenmenge nach dem Besitzer der Stimme ab. Auch seine Begleiter wandten die Köpfe und betrachteten die Gesichter der Umstehenden. Doch Julian bemerkte mich zuerst. Den Kopf zur Seite geneigt und reglos, beobachtete er neugierig, wie ich näher kam.

Er hatte nicht den Hauch einer Ahnung, wer ich war.

Obwohl ich mir gesagt hatte, dass ich damit rechnen musste, erschreckte mich der Anblick seines verwirrten Gesichts, in dem nicht die leiseste Spur des Erkennens festzustellen war. Ich war eine Fremde für ihn.

»Captain Ashford«, wiederholte ich und versuchte, nicht auf meine Trauer zu achten, nicht auf seine Schönheit, seine Anziehungskraft und die übermächtige Liebe, die ich für ihn empfand. »Haben Sie einen Moment Zeit?«

Er setzte zu einer Antwort oder einer Bitte um weitere Aufklärung an, doch schon kurz darauf verwandelte sich sein Argwohn in Besorgnis. »Madam«, fragte er, »ist alles in Ordnung?«

»Ja, bestens«, entgegnete ich ungeduldig, aber noch während mir die Worte über die Lippen kamen, spürte ich, wie mir das Blut aus dem Gesicht wich. Ich hatte ein Klingeln in den Ohren, und mir wurden die Knie weich. Nicht in Ohnmacht fallen, dachte ich in heller Angst. Nicht in Ohnmacht fallen. Aber da kippte ich bereits nach vorne.

Direkt in seine Arme.

# 1

*New York, Dezember 2007*

**A**m Morgen des Tages, an dem ich Julian Ashford kennenlernen sollte, wachte ich atemlos auf, aus dem Schlaf gerissen von einem quälend lebensechten Traum, an den ich mich nicht vollständig erinnern konnte.

Da ich damals keinen Anlass hatte, an etwas anderes als das Konkrete und zeitlich Nachvollziehbare zu glauben, schob ich es auf mein Lampenfieber. Ich hatte vor wichtigen geschäftlichen Besprechungen häufig Alpträume, vorausgesetzt, dass mir das Glück des Einschlafens überhaupt vergönnt war. Die meisten zeugten nicht von sonderlich viel Phantasie: Ich drohte morgens zu spät zu kommen und stellte fest, dass sich alles nur im Zeitlupentempo bewegte. Oder ich mühte mich mit der Hauptrolle in einem Theaterstück ab, das ich noch nie zuvor geprobt hatte. Selbstverständlich nackt.

Dieser Traum hingegen war anders, nicht vom Lampenfieber geprägt, sondern von einer Art Todesangst, so schmerzlich, dass es schon beinahe angenehm war. Ich hatte mit einem anderen Menschen gesprochen – nein, einem Mann. Jemandem, dem ich wichtig war, jemandem, dem ich etwas bedeutete. Ich hatte versucht ihm etwas Dringendes, ja, Überlebensnotwendiges klarzumachen, aber er hatte mich nicht verstanden.

Um Einzelheiten ringend, kniff ich die Augen zu. Das schnelle, beharrliche Pochen meines Herzens prallte heftig gegen mein Trommelfell. Wer war er? Nicht mein Vater, kein Freund oder Kollege. Niemand, den ich kannte. Die Erinnerung an ihn verblasste bereits, so dass ich, verlassen wie eine Schiffbrüchige, zurückblieb.

Ich schlug die Augen auf, starrte kurz an die Decke und schleuderte schließlich das Federbett beiseite. Dann duschte ich und flüchtete mich ins Büro, doch die Vorahnung hielt sich und umklammerte mein Gehirn wie eine Schraubzwinge, selbst als ich an der Haltestelle Broadway und Wallstreet aus der U-Bahn ans Tageslicht stürmte und den gewaltigen, von der Sonne erleuchteten Phallus des Sterling-Bates-Büroturms hinaufhastete, wo Alicia Boxer mich schon in der fünf- undzwanzigsten Etage erwartete.

Alicia war Frühaufsteherin, ihr einziger Pluspunkt.

»Was soll die Scheiße, Kate?«, fragte sie, ihre Art, mich zu begrüßen. »Woher zum Teufel haben Sie diese Gewinnerwartungszahlen? Neunzehn Prozent im fünften Jahr?«

Inmitten von Holzvertäfelungen und Bambusrollos und beschienen von einem indirekten Dämmerlicht, thronte Alicia am anderen Ende des besten Konferenzraums der Bank – ein eleganter Kontrast zu der nach dem Motto »amerikanische Büromoderne« mit Arbeitswaben ausgestatteten Abteilung Kapitalmärkte ein Stockwerk unter uns, wo ich auf meiner Tour durch das Unternehmen derzeit eingesetzt war. Vor Alicia auf dem Mahagonitisch stapelten sich die Präsentationsmappen für die heutige Sitzung. Ihr großer feiertagsroter Becher von Starbucks stand gefährlich dicht daneben und verströmte den Duft von Milchkaffee mit Vanillearoma.



Ich ließ mich auf dem freien Stuhl rechts von ihr nieder und versuchte meine noch immer durcheinanderwirbelnden Gedanken zu ordnen. »Ich dachte, Sie und Charlie hätten die Zahlen am Freitagabend besprochen? Bevor Sie ins Wochenende gefahren sind?« Am Ende jedes Satzes hob ich die Stimme, damit er klang wie eine Frage. Mit Alicia legte man sich lieber nicht an, wenn man sich als nächstes Projekt nicht eine Pensionskasse in International Falls, Minnesota, einhandeln wollte.

Dennoch blickte sie auf und funkelte mich finster an. Ihr kindliches Mondgesicht widersprach ihrer Persönlichkeit derart, dass man fast hätte meinen können, der liebe Gott habe sich einen Scherz mit ihr erlaubt. In gewisser Weise war es hübsch, insbesondere wegen ihrer auffällig blauen Augen unter schweren Lidern. Doch ihre derzeitige Frisur – kurz und gestuft, was vermutlich eine kecke Wirkung erzielen sollte – ließ ihr rundes gerötetes Gesicht aussehen wie das der Elfe Glöckchen während eines schweren allergischen Anfalls.

Nicht, dass meine Meinung eine Rolle gespielt hätte. Laut Charlie schlief sie mit Paul Banner, Leiter der Abteilung Kapitalmärkte und mein momentaner Vorgesetzter.

»Hm. Haben Sie heute das Schminken vergessen, Kate?«, flötete sie zuckersüß.

An einem gewöhnlichen Morgen hätte mich eine Bemerkung wie diese – typisch Alicia, mit ihren kleinlichen Gehässigkeiten die ohnmächtige Wut ihrer Untergebenen noch zu schüren – zornig gemacht. Heute war es mir sogar zu lästig, mit den Schultern zu zucken. »In Ihrer Mail stand, ich solle mich beeilen. Außerdem haben Charlie und ich gestern bis spät in die Nacht an der Präsentation gegessen.«

»Haben Sie eine Puderdose in der Handtasche?«, bohrte sie weiter. »Ich könnte Ihnen meine Wimperntusche leihen. Es ist, wie Sie wissen, ein wichtiger Termin.« Sie klopfte auf den Stapel mit den Präsentationsmappen. »Southfield Advisors ist ein zwanzig Milliarden Dollar schwerer Fonds. Ein Topkunde.«

»Ich habe Lipgloss dabei.«

»Gut. Sie werden nicht so bald wieder mit Julian Laurence in ein und demselben Raum sein. Also müssen Sie einen guten Eindruck machen.«

»Meinetwegen, doch jetzt zurück zu den Zahlen. Ich hatte gestern schon Bedenken deswegen, aber Charlie sagte ...«

»Charlie ist ein Schwachkopf, das müssten Sie inzwischen bemerkt haben. Im Jahr fünf sollte die Gewinnerwartung nicht unter dreiundzwanzig oder vierundzwanzig Prozent liegen. Bioderma ist ein wachsendes Unternehmen, Kate. Ist Ihnen bekannt, wie viel Hauttonikum sie im letzten Jahr verkauft haben?«

Das war es, und zwar bis auf den letzten Dollar. Allerdings war die Frage offenbar rhetorisch gemeint. »Sehr viel«, erwiderte ich. »Doch der Patentschutz läuft aus ...«

»Ich scheiße auf das Patent«, entgegnete sie. »Sie werden jetzt eine neue Kalkulationstabelle mit einer Rendite von fünfundzwanzig Prozent im vierten und fünften Jahr erstellen. Drucken Sie zwölf Kopien aus und ersetzen Sie die Seite in allen Mappen.« Sie stand auf.

»Es ist nicht nur eine Seite. Einige Statistiken beziehen sich auf diese Einschätzung ...«

»Dann tauschen Sie sie alle aus.«

Ich sah auf die Wanduhr. »Äh ... kommen die Leute von Southfield nicht um elf? Außerdem hat Banner um Viertel vor elf eine Vorbesprechung angesetzt.«

Sie fuhr sich mit der Zunge über den Rand der Oberlippe. »Los, Kate. Wo ist die anpackende Art, wegen der wir Sie eingestellt haben? Suchen Sie sich einfach einen Praktikanten.« Sie griff nach ihrem Kaffeebecher und ging hinaus.

»Schön, dass du dich auch noch blicken lässt«, knurrte ich, als Charlie zwei Stunden später in den Konferenzraum wankte. Ich beugte mich über meinen Laptop und schaute, in der Hoffnung, keinen Hinweis auf die neuen Gewinnerwartungen übersehen zu haben, die Dias für die Präsentation durch. »Tut mir leid, altes Mädchen. Mir ist das BlackBerry unters Bett gefallen. Hast du alles fertig?« Er wies mit dem Kopf auf den Plasmabildschirm an der Wand, der mit meinem Computer verbunden war.

»Mit Müh und Not.« Ich klickte zurück aufs erste Dia und richtete mich auf. Vor lauter Anspannung taten mir Rücken und Genick weh.

»Du bist spitze.« Er stellte zwei Becher auf den Tisch. »Friedensangebot. Mokka mit Pfefferminzaroma, extraheiß. War das richtig?«

Ich betrachtete den Becher. »Danke«, sagte ich, griff danach und hielt die Nase in den köstlich nach Pfefferminz und Schokolade duftenden Dampf. Meine Anspannung legte sich ein wenig. »Und wo ist Banner?«

»Ist er noch nicht hier?«

»Natürlich nicht.« Die Tür ging auf, und ein Praktikant kam ächzend unter einem Stapel Mappen herein. Ich sprang auf, schnappte mir eine und blätterte zu den veränderten Seiten. Alles erledigt. »Danke, Kumpel«, murmelte ich.

»Kein Problem. Lassen Sie nur Banner gegenüber meinen Namen fallen.«

»Klar doch.« Ich warf die Mappen auf den Tisch und erwartete eigentlich, dass er nun gehen würde. Aber er tat es nicht, sondern blieb abwartend zwischen Tisch und Tür stehen. Als ich mich umschaute, sah ich gerade noch, dass er abfällig den Kopf schüttelte.

»Tut mir leid. Wie war denn noch mal Ihr Name?«

»Doyle. David Doyle.«

»Ich werde Sie in höchsten Tönen loben. Ehrenwort«, sagte ich und strahlte ihn an.

»Mann, das war beeindruckend«, meinte Charlie lachend, als David Doyle den Rückzug antrat. »Der frisst dir jetzt aus der Hand.«

»Wohl kaum. Und wo ist Banner?«, wiederholte ich. »Es ist zehn vor elf.«

»Oh, vermutlich beim Begrüßungsritual mit Alicia. Banner wird sich doch nicht von einem Niemand wie Julian Laurence das Schäferstündchen vermasseln lassen.«

»Er sollte sich besser Gedanken um die Präsentation machen.«

Charlie ließ sich selbstbewusst auf einen Stuhl fallen und fing an zu wippen. »Kate, niemand hier ist Laurence je begegnet. Er telefoniert nicht mit Börsenmaklern. Er liest die Börsennachrichten nicht.«

»Vermutlich ein Großkotz wie alle anderen auch. Du kennst ja diese Hedgefonds-Typen.«

»Kate, Laurence ist nicht irgendein Hedgefonds-Typ, sondern *der* Hedgefonds-Typ an sich. Er hat Southfield in etwa sieben Jahren von null auf zwanzig gebracht. Der Bursche hat es voll drauf. Der kann was.«

Ich hörte das rhythmische Quietschen von Charlies hin und her wippendem Bürostuhl und schmunzelte in den Fernsehbild-

schirm. Ein attraktiver Mann, dieser Charlie. Nicht, dass mir das noch groß aufgefallen wäre, weil ich ihn seit zweieinhalb Jahren beinahe jeden Tag meines Lebens gesehen hatte, manchmal vierundzwanzig Stunden am Stück, manchmal sturzbe-  
trunken und einmal sogar mit einer beängstigend explosiven Darmgrippe (seiner, nicht meiner). Er war auf durchschnittliche Weise hübsch, mit dem ebenmäßigen Gesicht eines Oberschülers und glattem dichtem braunem Haar, das er zurückgekämmt trug wie eine Miniaturausgabe von Gordon Gekko.

»Und wozu macht ihn das?« Ich drehte mich gerade rechtzeitig herum, um Charlie dabei zu ertappen, wie er meinen in einem schmal geschnittenen Rock steckenden Po begaffte.

»Zum ultimativen Großkotz anstatt zu einem x-beliebigen?«

»Ach, Kate.« Charlie nahm einen Gummiball aus der Tasche und fing an, ihn mit der linken Hand zusammenzudrücken.

»Er ist eine lebende Legende. Hat den Aufschwung nach dem 11. September auf die gottverdammte Minute genau vorhergesagt und einige lukrative Wetten auf dem Finanzmarkt gewagt. Sehr riskant, hat sich jedoch bezahlt gemacht. Und als die Aktien auf dem Höchststand waren, hat er sie alle abgestoßen. Auf dem Höchststand, altes Mädchen. Der Kerl hat Nerven aus Stahl. Jetzt ist er Milliardär.« Charlie schüttelte den Kopf; ein ehrfürchtiges Leuchten stand in seinen Augen.

»Noch keine fünfunddreißig und die Schallmauer durchbrochen. Er hat sie alle in die Tasche gesteckt.«

»Beeindruckend.«

»Ach, komm schon. Schau nur, wie du dich verrückt machst. Schnall dir zur Abwechslung mal ein paar Eier um.« Ein hinterhältiges Grinsen auf den Lippen, verlegte er den Ball in die rechte Hand und ließ ihn über die Handfläche rollen. »Du bist doch ein kluges Mädchen.«

»Danke.« Stirnrunzelnd klickte ich noch einmal das erste der überarbeiteten Dias an. Fünfundzwanzig Prozent. Man würde uns in der Luft zerreißen.

»Nein, im Ernst. Außerdem hast du uns anderen etwas Wichtiges voraus.«

Ich zog eine Augenbraue hoch und sah ihn an. »Und das wäre?«

»Deine Optik, Kate.« Er warf den Ball hoch und fing ihn mit einer geschickten Handbewegung auf. »Du bist das Erste, was die Typen wahrnehmen, wenn sie ins Zimmer kommen. Das solltest du ausnützen.«

»Herrje, Charlie«, entgegnete ich ein wenig zu scharf und spürte, wie Charlie zusammenzuckte. Seine Finger schlossen sich um den Ball.

»O Mann«, seine Stimme zitterte, als ihm die Tragweite seiner Worte bewusst wurde, »du wirst dich doch nicht etwa über mich beschweren?«

»Nein, nein. Mein Gott, Charlie, kein Problem. Alles nur Spaß.« Seine Hand lockerte sich; der Ball flog wieder in die Luft. »Du hältst dich anscheinend nicht für gut aussehend?«, hakete er nach, offensichtlich erleichtert, dass er nicht wegen sexueller Belästigung vor ein Tribunal gezerrt werden würde. Ein quälend langweiliger Tag unseres Einführungslehrgangs vor drei Jahren war der Gleichberechtigungsfrage gewidmet gewesen. Allerdings bedeutete das nicht, dass sich die meisten meiner Kollegen groß darum geschert hätten. Jemand, der sich über den derben Umgangston in der Welt des Investmentbankings empörte, hatte ipso facto nicht den Mumm, um der eigenen Karriere gefährlich zu werden.

»Nun, ich bin wahrscheinlich ganz in Ordnung«, erwiderte ich zögernd und betrachtete mein Spiegelbild im kalten blauen Schein des Computerbildschirms.

»Sei nicht so streng mit dir, altes Mädchen. Du bist voll der Typ scharfe Bibliothekarin.« Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und legte die blankpolierten schwarzen Schuhe auf das schimmernde Mahagoni. »Sei nicht beleidigt.«

»Scharfe *Bibliothekarin*?«

Er zuckte mit den Schultern. »Manche Typen stehen auf diesen Scheiß.«

»Das ist das Einzige, was du im Kopf hast.«

»Was?« Grinsend beugte er sich vor. »Los, Kate. Was habe ich im Kopf?«

Die erste Lektion, die man an der Wall Street lernt, ist, dass man mitspielen muss. »Nichts als Mist, Charlie.«

»Kate! Hast du gerade ein Kraftwort benutzt?«

»Mist zählt nicht.«

»Klar tut es das. Das ist wie Scheiß für Warmduscher.«

»Wie geistreich, Charlie. Hast du das auch in Harvard gelernt?«

»War nur ein Scherz, Kate. Wir sind alle begeistert, wie du hier das beschissene Niveau hebst.«

»Gern geschehen.«

»Und diese sittsame Tour aus Wyoming ...«

»Wisconsin.«

»Egal. Erwinnere dich nur an meine Worte, wenn Laurence ... Ach, Scheiße.« Charlie nahm die Füße vom Tisch, wobei er fast mit seinem Stuhl umgekippt wäre. »Sie kommen.«

Als ich ruckartig Habachtstellung einnahm, schwappte mir kochend heißer Kaffee in den Rachen. Meine Hand wanderte nach oben, um das Gummiband von meinem Nackenknoten zu reißen, so dass mein Haar nur noch von einem schmalen Haarreif aus Schildpatt zusammengehalten wurde. Nicht unbedingt die elegante Geschäftsfrau, aber zumindest auch –

danke, Charlie – kein Wesen, an dem eine Bibliothekarin verlorengegangen war. Hatte ich an das Lipgloss gedacht? Ich presste die Lippen zusammen. Leicht klebrig. Offenbar.

Alicia war die Erste. Ihr Mund zuckte unkontrolliert, und sie hatte die Jacke aufgeknöpft, um ein aggressiv gebräuntes Dekolleté zur Schau zu stellen. »Kate, hier sind Sie ja.« Ihr Ton triefte vor gekünsteltem Bedauern. »Ich fürchte, ich muss Sie bitten zu gehen.«

Ein ausgesprochen merkwürdiges Gefühl ergriff Besitz von mir – Schwindel, als ob der gesamte mit einem Teppich belegte Fußboden unter mir weggekippt wäre. »Gehen?«, wiederholte ich ungläubig. »Was meinen Sie mit *gehen*?«

»Es tut mir ja so leid. Biederma hat einen zusätzlichen Vertreter mitgeschickt.«

»Was ist mit Charlie?«, zischte ich.

»Der bleibt. Er ist eben, Sie wissen schon, ein bisschen *professioneller*.« Das letzte Wort ließ sie auf der Zunge zergehen und machte sich kaum die Mühe, ihr Lächeln zu verbergen.

Ich hatte in Sachen Alicia schon oft in Rachephantasien geschwelgt. Meine liebste rankte sich darum, dass sie auf die schiefe Bahn geriet und die Bank im Rahmen eines spektakulären Karriereabsturzes in die Pleite riss. Meine Freude über ihren Untergang würde deshalb nicht auffallen, weil der Großteil meines Geldes in Aktien von Sterling Bates angelegt war. Oh, und außerdem würde ich natürlich arbeitslos werden. Und dennoch war es mir eine Genugtuung gewesen, um drei Uhr morgens in meiner gemütlichen Arbeitskabine über Alicias öffentliche Blamage zu sinnieren, ein sündiges Vergnügen, für das ich gewöhnlich bei Tage Abbitte tat.

Damit war es jetzt vorbei.



Ich starrte sie an und nahm die in dunkle Anzüge gewandeten Gestalten, die zur Tür hereinströmten, so dass sich der Raum rasch mit leutseligem Gelächter füllte, nur am Rande wahr. »Gut«, sagte ich schließlich und wandte mich an Charlie. »Es ist alles vorbereitet. Achte auf die neuen Zahlen.«

»Mann«, stöhnte er leise.

»Keine Sorge. Alicia wird das Reden übernehmen. Ich bin an meinem Schreibtisch, falls du mich brauchst.« Ich nahm meine Laptotasche und marschierte zur Tür – vorbei an Banner mit seinem wettergegerbten solariumgebräunten Gesicht und dem entschuldigenden Grinsen; vorbei am Vorstandsvorsitzenden von Bioderma, der mich fragend ansah; vorbei an zwei oder drei Männern, vermutlich Vertreter von Southfield. Der Letzte drehte sich nach mir um, so dass ich einen raschen Eindruck von erstaunt dreinblickenden Augen und einer ungewöhnlich strahlenden Schönheit erhielt. Aber ich blieb nicht stehen. Ich hörte nur noch, wie Banner uns vorstellte. »Und das sind unsere fleißigen Analysten Charlie Newcombe und Kate Wilson, die diese Präsentation für Sie zusammengestellt haben. Äh ... Katie ...?«

Die Tür fiel hinter mir ins Schloss und schnitt ihm das Wort ab.

Wie ich Charlie versprochen hatte, ging ich auf direktem Weg in meine Arbeitskabine und legte das Telefon griffbereit neben mich auf den Schreibtisch. Ich hatte nichts zu tun. Mein Laptop stand zwei Stockwerke über mir im Konferenzraum und spulte die Präsentation ab.

Eigentlich hätte ich froh sein sollen. Ich konnte mich einfach nicht an derartige Sitzungen gewöhnen, weil ständig eine Katastrophe drohte – zwanzig Zentimeter große Recht-

schreibfehler auf dem Bildschirm, falsch beschriftete Diagramme, Tortengrafiken, bei denen die Gesamtsumme nicht hundert Prozent ergab, aus der Luft gegriffene Gewinnerwartungen, hübsch ordentlich und außerdem erstunken und erlogen. Ein wahres Tontaubenschießen für treffsichere Hedgefonds-Manager also.

Allerdings war meine augenblickliche Situation – diese nervenzerrende Untätigkeit und das flauere Gefühl, dass ich einen Termin versäumt oder einen wichtigen Auftrag verschlampt hatte – auch nicht besser. In meiner Unruhe streckte ich die Hand aus und fuhr am Rand des einzigen gerahmten Fotos auf meinem Schreibtisch entlang. Es stellte nichts allzu Persönliches dar, nur Michelle und Samantha, wie sie irgendwann während unserer Europatour nach dem College vor Schloss Neuschwanstein standen. Samantha hatte den Arm um Michelles Schultern gelegt. Seitdem schien eine Lebenszeit vergangen zu sein. Ich kniff die Augen zusammen, versuchte mich an die lachende Kate zu erinnern, die dieses Foto gemacht hatte, und verglich sie mit dem in ein Kostüm gewandeten Geschöpf, in dessen Hülle ich inzwischen lebte. Manhattan-Kate. Kate, die unerreichbare Investmentbankerin.

Nach einer Weile stand ich auf und ging auf die Toilette, nicht, weil ich musste, sondern weil ich damit, wenn auch nur kurz, die Zeit totschiessen konnte. So lange wie möglich trödelte ich am Waschbecken aus schwarzem Marmor herum, wusch mir übertrieben gründlich die Hände, ließ den Wirbelsturm aus dem Handtrockner auch noch das kleinste Wassertropfenchen vertreiben und fasste mein Haar wieder mit dem Gummiband zusammen. Das Gesicht, das mir aus dem Spiegel entgegenblickte, war düster, besorgt und fremd.

Nachdem ich mein schweigendes BlackBerry vom Waschbeckenrand genommen hatte, kehrte ich durch das Gewirr aus identischen grau-violetten Arbeitskabinen zu meiner eigenen zurück, wo ich erschrocken innehielt.

Ein hochgewachsener, schlanker Mann stand völlig reglos und eine Hand auf die Lehne meines Stuhls gestützt da. Seine Locken schimmerten dunkelgolden in der gnadenlosen Bürobeleuchtung; sein breiter wohlgeformter Rücken war über meinen Schreibtisch gebeugt.

»Verzeihung«, sagte ich scharf. »Kann ich Ihnen helfen?« Abrupt richtete er sich auf und drehte sich zu mir um. »Kate«, hauchte er.

Ich zuckte zusammen. Dieser Mann war unbeschreiblich schön. Sein Gesicht war so ebenmäßig wie das einer klassischen Statue und wirkte beinahe exotisch. Lebhaftige Augen saugten meinen Anblick förmlich in sich auf. Wenn er nicht einen ganz gewöhnlichen gelben Sterling-Bates-Besucherausweis am rechten Revers seines Sakkos getragen hätte, ich hätte beinahe gedacht, dass ich an Halluzinationen litt.

»Das heißt, Miss Wilson«, verbesserte er sich rasch. Seine volltönende Stimme klang wie aus einem der alten Hollywoodfilme, die am Freitagabend im Klassikkanal liefen. John Gielgud vielleicht. Oder Lionel Barrymore. Er hielt mir die Hand hin. »Julian Laurence.«

»Oh«, murmelte ich und schüttelte sie. »Sie sind Brite.« Warum musste ich ausgerechnet so etwas Dämliches sagen?

Er lächelte. »Ich bekenne mich schuldig.«

»Sollten Sie nicht in der Sitzung sein?«

»Entschuldigen Sie die Störung. Ich wollte Sie nur um Verzeihung bitten, weil ... wegen der Art und Weise, wie man Sie ...« Seine Stimme erstarb; sein Blick wurde, wenn über-

haupt möglich, noch eindringlicher, ein eigentümlicher lodernder Ausdruck.

»Ach, das war doch nicht nötig«, stammelte ich. »Es ist ja nicht Ihre Schuld. Ich bin es gewohnt, dass man mich vor die Tür setzt. Gehört zum Job.« Bildete ich es mir nur ein, oder war das ständig in der Abteilung Kapitalmärkte herrschende rege Stimmengewirr verstummt? Ich spürte, wie sich Köpfe über die Trennwände reckten. An meinem Hals pulsierte eine Ader.

»Jedenfalls«, fuhr er fort, ohne seine Augen von meinen abzuwenden, »tut es mir leid, dass ich Sie beinahe verpasst hätte.«

»Ist es denn so langweilig da drin? Wahrscheinlich hätten wir ein paar Promi-Fotos dazwischenschmuggeln sollen, um Sie zu unterhalten.« Als ich meinen spitzen Ton hörte, hätte ich beinahe einen Satz gemacht. Es war witzig gemeint gewesen. Auch ihm fiel es auf, denn seine Augen weiteten sich, und dazwischen entstand eine winzige Falte. »Habe ich Sie gekränkt? Ich bitte um Verzeihung. Ich wollte nur ... wissen Sie, Sie haben mich ziemlich überrascht ...« Er schüttelte den Kopf, als wollte er seine Gedanken ordnen. »Ich stelle mich recht ungeschickt an, stimmt's? Ich möchte Sie wirklich um Verzeihung bitten.«

»Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen.« Ich schluckte, weil mir offenbar das Wasser im Mund zusammenlief. O Gott!

Langsam öffneten sich seine Lippen. Aus dem Augenwinkel bemerkte ich, wie sich seine rechte Hand, die seitlich hinabhing, öffnete und schloss. Ich wollte etwas sagen und ihn mit einer unvergesslich schlagfertigen Bemerkung beeindrucken, aber mein Gehirn war in Einfallslosigkeit erstarrt und konnte

offenbar nicht verarbeiten, dass der legendäre Julian Laurence strahlend und höchstpersönlich vor mir stand und sich stotternd bei mir entschuldigte wie ein schüchterner Schulfreund, der es endlich wagt, sich seinem langjährigen Schwarm zu offenbaren.

»Es ist nur so«, setzte er wieder an. Im nächsten Moment erschien zu unserer beider Überraschung eine große Hand auf seiner Schulter.

»Da bist du ja«, ertönte eine barsche Stimme, die vermutlich dem Besitzer der Hand gehörte. Widerwillig wandte ich den Blick von Julian Laurence' edel geschwungenen Wangenknochen ab und sah einen blassen, dunkelhaarigen Mann – genau das farbliche Gegenstück zu Julian –, der mich kühl und gleichmütig musterte. Er zog die Hand zurück und verschränkte die Arme vor der Brust.

Julian seufzte tief und ungeduldig auf und verdrehte kurz die Augen. »Geoff Warwick, mein Börsenchef«, teilte er mir mit. »Geoff, das ist Kate Wilson.« Sein Ton war befehlsgewohnt, und er betonte fast unmerklich meinen Familiennamen.

Höflich wie immer streckte ich die Hand aus, doch Geoff Warwick nickte nur eisig. »Miss Wilson«, sagte er.

Julian wandte sich wieder zu mir um. Seine Miene war fragend oder sogar belustigt, und er zog eine Augenbraue hoch. Aber als unsere Blicke sich trafen, huschte ein Lächeln über sein Gesicht. Ein verschwörerisches Lächeln, eine Art Zwinckern.

»Sollten wir nicht besser zurück in die Sitzung gehen?«, fragte Geoff leise.

»Ja, natürlich«, erwiderte Julian. Sein Lächeln wurde strahlend, bis die unbewegte Büroluft vor purer Energie funkelnd vibrierte. »Kate – Miss Wilson –, es war mir ein ausgespro-

chenes Vergnügen.« Wieder griff er nach meiner Hand und umfasste sie eher, statt sie zu schütteln. Dann machte er kehrt, schritt geschmeidig wie ein geborener Sportler den Gang entlang und nahm das Leuchten mit. Geoff Warwick trotzte wie ein Hund hinter ihm her.

Hilflos starrte ich ihm nach und bemerkte es kaum, als sich Köpfe in meine Richtung drehten und danach, einer nach dem anderen, wieder hinter den Trennwänden verschwanden. In Gedanken hörte ich ausgerechnet Charlies Stimme: Altes Mädchen, das war verdammt schräg.

### *Amiens*

Ich glaube nicht, dass ich lange bewusstlos war. Ich nahm Stimmen und Hände wahr; jemand berührte mich an Wange und Stirn und lockerte meinen Kragen. Offenbar lag ich auf jemandes Knie, und ein eisenharter Arm stützte mir den Rücken. Immer noch fielen Regentropfen unangenehm nasskalt auf meine Wange.

»Wer zum Teufel ist sie, Ashford?«, fragte jemand viel zu dicht an meinem Ohr.

Darauf ertönte Julians Stimme, so vertraut, dass mir Tränen in den Augen brannten: »Das können wir auch später noch klären, Warwick. Sie ist eindeutig krank.«

Warwick. Geoff Warwick. Ich hatte den Akzent nicht erkannt. »Ihre Augenlider bewegen sich.«

»Ja, das sehe ich. Fehlt Ihnen etwas, Madam? Können Sie mich verstehen?«

Ich nickte. »Ja«, stieß ich hervor. »Verzeihung.« Mühsam öffnete ich die schweren Augenlider, weil ich so gerne sein Ge-

sicht sehen wollte; und da war es, ein wenig verschwommen und besorgt verzogen.

»Warwick«, sagte er und hob den Kopf, »glaubst du, du kannst diese Horde verscheuchen? Und schau, ob ein Arzt darunter ist.«

»Vermutlich nicht«, entgegnete Geoff Warwick, setzte sich jedoch in Bewegung. Als ich den Kopf in seine Richtung drehte, stellte ich fest, dass mindestens ein Dutzend Menschen ehrfürchtig schweigend einen Kreis gebildet hatten. Ich wollte mich aufrichten, doch wieder wurde ich von Schwindel und Übelkeit ergriffen, so dass ich die Augen schließen musste.

Furcht schwang in Julians Stimme mit. »Madam, kann ich Ihnen helfen? Haben Sie Schmerzen?«

»Nein. Nur müde. Lange Reise.« Ich versuchte zu lächeln, doch mein Mund schien mir nicht gehorchen zu wollen.

»Soll ich Sie zu Ihrer Unterkunft begleiten? Kann ich sonst etwas für Sie tun? Warwick!«, rief er. »Hast du einen Arzt aufgetrieben?«

»Jemand ist losgegangen, um einen zu holen«, entgegnete Warwick und kehrte zurück. »Wie fühlt sie sich?«

»Sie ist bei Bewusstsein und kann sprechen. Offenbar ist sie ein wenig verwirrt.«

»Nein! Es geht mir gut. Wirklich.« Noch einmal setzte ich mich auf, diesmal mit mehr Erfolg.

»Ashford, sie ist Amerikanerin!«, verkündete da eine andere Stimme hinter mir. Julians zweiter Begleiter. Ich konnte sein Gesicht nicht ausmachen.

»Ja, das ist mir klar«, erwiderte Julian. Er betrachtete mich nachdenklich.

»Woher kennst du sie?«, erkundigte sich Warwick.